

# Er-Innern eines Dichters

Ein Nachruf auf Franz Fühmann aus dem Jahr seine Todes (1984)

Franz Fühmann ist tot. Der dies niederschreibt, mißt jenem Ereignis damit eine Nähe zu, die ihn betroffen macht: Nähe der Zeit, die jegliche Wertung noch fraglich macht, doch vor allem Nähe der Person als Nähe eines Werkes. Franz Fühmann ist tot. „Ich blicke mich um, auf der Suche nach dem, der in seine Fußstapfen treten könnte, und mir wird bange.“ Sind noch gültige Versuche einer Erwidern an Christa Wolf möglich? Vielleicht, solange das in uns wirkt, was Fühmann immer aufs neue provozierte, ausstellte, von sich preisgab: Widersprüche, deren letzte Lösung nie gelingen mag; es wäre ein Erstarren im All. Seine Widersprüche werden mir zu eigen, sobald ich schöpferisch bin, weil sie menschheitseigen sind. Ich kann als Einzelner nur zu ihrer Erkenntnis gelangen, ich kann sie für mich kultivieren. Dabei wird Fühmann fortan mein Begleiter sein.

Meine erste persönliche Begegnung mit Franz Fühmann hatte ich 1976. Ich erlebte ihn anlässlich einer Lesung in einer Ilmenauer Neubaubibliothek. Erleben kennzeichnet den Vorgang treffend: ein aschfahler Mann, der bis in die Artikulation hinein geprägt war durch seine Sprache. Exaktheit, Angemessenheit, Ernst in der Arbeit am Wort, dessen Plural „Wörter“ er zu vermeiden suchte, wie ich heute weiß. Er las seine Erzählung „Drei nackte Männer“. Ich saß und lauschte. Die Heiterkeit seiner Ironie. Diese Möglichkeiten noch vor uns. Der Dichter Fühmann. - Ist es ein Kennzeichen unserer Literatur, daß viele Leser erst durch Autorenlesungen zum Leser werden, wie es mir mit Franz Fühmann geschah? Sind solche Mittler vonnöten, um uns aus der Lethargie einer behaupteten Widerspruchsfreiheit - und sei es unter dem Begriff „nichtantagonistisch“ - zu erwecken? Liegt es am Ruf einer Literatur hiezulande, geschieden zu sein in eine gepriesene (die „wahre“!) und eine weitgehend verschwiegene, die sich wie zum Trotz von allein behauptet, per Flüsterpropaganda durchsetzt? Oder liegen nur Welten zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort? Meine Erfahrung mit Fühmann wird zur Erfahrung mit mir. Saiten klingen, aus Vergangenen dringen Worte herauf, da „dies Werden auch ein Zugleich ist: Du verlierst nichts von dem, was du einmal warst, und bist gewesen, was du erst wirst.“ Fühmanns Texte spannen den Raum auf, in dem ich mich bewegen kann, den ich verlassen kann, doch nicht mehr verlieren.

Gleich hinter der Tür wohnt die Stimme meines Großvaters. Sie ist mir noch ganz lebendig. „Es war

einmal ein Kinderheim, das war außen gelb und innen violett, und dort wohnten auch Moritz, Bäbel und Claus...“ Autorennamen sagten mir damals nichts. Was bezauberte, war die Möglichkeit, daß die Märchen lebten, dort hinter den Bergen die Tiere schon sprachen, die Prinzessin auf mich wartete. Denn natürlich war auch ich Moritz und wollte kein Schmutzkind mehr sein, dort im warmen Morast ums Hexenhaus... Didaktik, ich weiß es heute, die Schwierigkeiten der Heimerziehung - die Welt als Märchen, dieser märchenhafte Aufbruch ins Neue. Spiegelt Fühmann nicht in sich diese Aufbruchshoffnungen? Ich entsinne mich der Diskussionen mit ihm: die Erlösung, die wir für gekommen hielten, und die doch immer neu erworben sein will in uns.

Franz Fühmann und die Kinder. Man muß besser schreiben für sie als für Erwachsene, das war auch sein Leitspruch. Die Ernsthaftigkeit, mit der er sich diesem Unterfangen stellte. „Die dampfenden Hälsen der Pferde im Turm von Babel“: das Atemanhalten, die Stille, in der ein Denken anhebt. Sprache, die sich von Bevormundung löst; sie selbst lebt doch, und wie. Solcherart Saat in Kindern anzulegen, gelang ihm. Sprachspiele; so kann Sprache Spaß bereiten? Schopenhauer, der tänzelnde Alte auf dem Rundfunkempfänger; so kann man mit Helden umgehen? Raum, in dem ich heimisch wurde, den meine Kinder nun in Besitz nehmen können.

**„Wir sind Einzelne, ja Vereinzelte, wir repräsentieren schon längst nichts mehr, doch wir sollten uns als Stellvertreter fühlen.“**

„Ich gehöre einer Generation an, die über Auschwitz zum Sozialismus gekommen ist.“ Ein Grundgedanke Fühmanns, das Existentielle der Vätergeneration. Schuld und Sühne, die Möglichkeit eigener Wandlung, die dennoch nicht von Schuld befreit- Fühmann stellt sich dem in seinem Werk immer aufs neue. Wie kam ich dahin? Wie kam ich fort von dort? Was blieb auf dem Weg. Der Gewinn um den Preis welcher Verluste. Welcher Gewinn. „Ist das überhaupt der Berg.“ (Volker Braun) Der „Konflikt zwischen Dichtung und Doktrin war unvermeidlich“. Kunst als das Andere gegenüber der Wissenschaft, das anderes leisten kann und leisten muß. Arbeit an sich, verstanden als Arbeit an der Gesellschaft, in dem Wissen, autorisierte Repräsentanz eingeübt zu haben. „Wir sind Einzelne, ja

Vereinzelt, wir repräsentieren schon längst nichts mehr, doch wir sollten uns als Stellvertreter fühlen.“ Dieses beispielhafte Verständnis von Verantwortung...

Franz Fühmanns Dichterexistenz, so scheint mir, kann als exemplarisch gelten für Künstlerexistenz in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Gespannt in die Widersprüche dieser Zeit bis an die Grenze des Zerreißens, gelingt es ihm doch, sie für sich und für uns fruchtbar zu machen: er schreibt, und das, „seitdem ich schreiben gelernt hatte; es war für mich eine Existenznotwendigkeit.“ Jugend in Böhmen - dieses bleibende Bild: Böhmen am Meer, diese lebenslange Sehnsucht -, Arbeitsdienst, Kriegsdienst. Seine Generationserfahrungen, die Fühmann mit vielen teilt; lediglich geografische Unterschiede konkretisieren den immer wieder in Frage gestellten und in Frage zu stellenden Begriff H e i m a t. Was ist zugehörig, was überwuchert. Gibt es nach solchen Erfahrungen noch die Möglichkeit, ein V a t e r l a n d zu haben, das doch im Worte schon die Strenge des allwissenden Erziehers, den unmündigen Dienst birgt: welches Kind vermag der Autorität des Vaters zu entfliehen, solange Abhängigkeit besteht. Heimat, das ist näher. Doch für Fühmann: „Die Haut der Heimat abgezogen.“ Ein Verlust kommt ins Bild. Die letzten Tage vor Kriegsende: Heimatverlust, doch zugleich Dichtungsgewinn: Trakl.

**“... denn Literatur geht in Ideologie nicht auf, weil der Mensch in Ideologie nicht aufgeht.“**

Selten hat mich eine Schilderung vom Vertrautwerden mit Dichtung so angerührt wie „Vor Feuerschlünden“ von Franz Fühmann. Noworossijsk. Die mythische Landschaft des Kaukasus. Fühmanns schmerzhaftes Umdenken. Die überzeugend gestaltete Möglichkeit des Wandels. Aber Fühmann verbleibt nicht dabei, zeigt mir, wie auch nach solcher Wandlung Entwicklung nicht nur möglich, sondern notwendig ist: er ist, 35 Jahre später, in der Lage, auch diese Wandlung noch kritisch zu beleuchten: „...dieses völlig duale Weltbild“, das aber immer noch „hierin ein Kontrestück zu der Weltsicht (war), die ehemals unser Denken beherrschte... Ein Widerspruch; er blieb in sich stockend, doch da das Denken sich in ihm rieb, ohne ihn erkennen zu können, begann er unterm Bewußtsein zu schwären.“ Schwären als das Bleibende auch, aus jener Zeit; wo finde ich solche Wahrheit wieder in unserer Literatur?

Nach der Kriegsgefangenschaft, der Antifa-Schule ging Franz Fühmann in die DDR, in „ein mir doppelt unbekanntes Land.“ So wertet er, so setzt er sich ein, zeigt Konsequenz bei der Verfolgung seiner Ideale, die weitgehend denen der Gesellschaft entsprechen.

Doch da ist dieses Schwären in ihm, das Trakl heißt, das im Unbewußten lauert und sich des Nachts über ihn hermacht, so daß nur Gift bleibt, irgendein Gift dieser Tage: Taumel, Augenverschließen, Alkohol, Dichtung. Dichtung als Gift? „Die Poesie wirkt wie das Verhängnis.“ Aber sie ist immer auch das andere zu Gift: Selbstfindung. Und zugleich Selbstverlust in dem Sinne, daß ich mein Eignes in das Werk bringe, das mich dann angreifbar macht, weil es meiner Feste Ich fehlt. Die Dialektik des schöpferischen Prinzips wird offenbar. Kunst und Ideologie, Ideologie und Wissenschaft, Politik und Dichtung. Fühmann in seiner Zeit, der sich meine nun überlagert. Unsere Erfahrungen; ich kann ein Wir hin zu ihm bestimmen. Er aber spricht Probleme an, die mir auf meinem geradlinigen Bildungsweg weitgehend verborgen blieben, und die doch so nötig wären zur Ich-Bestimmung innerhalb unserer gesellschaftlichen und literarischen Landschaft. „Ebenso unzureichend erscheint es mir, den Inhalt eines literarischen Werkes nur von der Ideologie her zu bestimmen, denn Literatur geht in Ideologie nicht auf, weil der Mensch in Ideologie nicht aufgeht.“ - „Literatur wirkt auf den ganzen Menschen, auch dadurch unterscheidet sie sich von der Wissenschaft und deren Kalkül, und gerade das erwarten wir ja.“ Fühmanns beschwörender Ton, der uns auf etwas stößt, das heute wie vor 20 Jahren der Etablierung bedarf: Öffentlichkeit, öffentliches Bewußtsein. Wo findet solches sein Podium? Ich las Fühmanns Brief an den Minister für Kultur von 1964. Ich war erschüttert. Vertraut nun mit manchen Prozessen in Kultur und Gesellschaft drängt sich mir die Frage auf, inwieweit sich der Gegensatz von individuellem und gesellschaftlichem Bewußtsein auch in der Lernfähigkeit Individuum/Gesellschaft spiegeln muß. Fühmanns Lebensweg kann m.E. als beispielhaft gelten für die Lernfähigkeit des Einzelnen, diesen immerwährenden Prozeß, an dessen Ende stets ein Tod steht. Was aber ist mit der Gesellschaft? Was brachten die zwanzig Jahre seit diesem Brief hinzu? Werke, ja, doch wo ist dialektische Problembewußtheit präsent? Der Vergleich Individuum/Gesellschaft, konsequent zu Ende gedacht, führt zu Ergebnissen, die verbittern könnten. Der Schriftsteller als öffentliches Bewußtsein. War Fühmann dessen letzter Vertreter? Der Dichter als „der Wahrheit Zeuge.“ - „Der Wahrheit nachsinnen- viel Schmerz.“

Franz Fühmann griff ein in die Prozesse unserer Kulturpolitik. Ich erinnere an den wesentlichen Essay „Literatur und Kritik“ von 1973. Wieviel Schwärendes noch heute. Um wieviele härtere Problemstellungen heute, da Existentielles der Menschheit die Oberhand gewinnt über Möglichkeiten gesellschaftlicher Experimente. Wir werden verwiesen auf das Machbare: wir werden verwiesen auf uns. Gerade da setzt Fühmann an. Gerade darum ringt er, ein Hiesiger nach seiner

Wahl, eingedenk der für ihn einzigen Lebensmöglichkeit nach dieser Wandlung: der Alternative ins Morgen; ein Wechseln ins andere Deutschland wäre die Alternative ins Gestern. Aufrichtigkeit, Idealtreue; wie rar sind solche Eigenschaften geworden. Fühmann bleibt einer von uns; der anderen Verlust wiegt schwer genug. Dieser hier bleibt, und mit ihm ein in wesentlichen Aussagen essayistisches Werk, von dem ich nicht weiß, ob ihm überhaupt essayistisch zu begegnen ist. Zweifel, die nun schon auf Fühmann fußen. So kommt er mir nah und näher. So entsteht *unser* Raum.

Zum zweiten Mal traf ich Franz Fühmann 1978 in Dresden. Der Jugendklub der Bezirksbibliothek hatte zu einem Gesprächsabend mit ihm eingeladen. Das Thema lautete: „Wir wissen zu wenig von den ollen Griechen.“ Folgte ein Fragezeichen? Wieder dieser Eindruck: Wirken durch Sprache, Wirken durch Wissen. Was angesprochen wurde, war die Mythologie. Ich weiß noch, wie ich eifernd darum stritt, ob heute noch Mythen-Neuschöpfung möglich sei oder nur immer neue Gleichnis-Erfüllungen die Gegenwart, jede Gegenwart gültig spiegelten. Seine Aufmerksamkeit, das Ernstnehmen jeder Frage, dieses Sich-Stellen und Geben, auch ohne selbst aus seinen Werken zu lesen. (Durfte er das in jener Zeit nicht?) Lächle ich heute über mich, über die Fragestellung von damals? Gilt nicht sein „Beides zugleich“ als Entgegnung auf das beispielhaft verfolgte „Tertium non datur“? Gemeinsame Suche nach Wahrhaftigkeit im Wissen um eine niemals zu erreichende letzte Erkenntnis, so behalte ich den Abend im Gedächtnis. Wieder weitet sich mein Raum mit ihm.

### “... ein grauenvoller Spiegel unseres Mangels an Eigensein.”

Franz Fühmann, der Mythen erzähler: „König Ödipus“, „Das hölzerne Pferd“, das Nibelungenlied, die Marsyas-Erzählung. Ich weiß nicht, ob seine Leistung als wesentlicher Aufbereiter der Mythologie für die sozialistische deutsche Literatur hoch genug geschätzt werden kann. Erbe. „Man hat es ganz, oder man hat es gar nicht, das jeweils Passende gibt es da nicht.“ Und sogleich führt er aus, warum eigentlich solche Trennung erfolgen sollte. So ist seine Essayistik immer auch entlarvend. „...das jeweils Passende gibt es da nicht, und am wenigsten das so gierig Begehrte: ein Widerspruchsloses von gestern als Ahnherr des Widerspruchslosen von heute und morgen.“ So ist für ihn Aneignung ein Prozeß, so führen die Wege ins Gestern, ins Heute: „Du verlierst nichts von dem, was du einmal warst, und bist gewesen, was du erst wirst.“ Der Satz kehrt wieder. Es ist, als fließe die ganze Erfahrung seines Lebens hinein. Leben, diese kurze Spanne Kunst und Welt. Leistungen, die

bleiben: die Aufarbeitung E.T.A. Hoffmanns beispielsweise, des ganzen Hoffmann, der Aufsatz „Das mythische Element in der Literatur“. Unser Umgang mit Wirklichkeit, dargestellt als dem Märchen verwandt: Gut und Böse streng geschieden. Der Mythos leistet das andere: Gut und Böse als Einheit des Widersprüchlichen. „Die Kraft des Magneten speist sich aus zwei Polen, von denen keiner der wahre ist, denn einer allein wäre taubes Eisen.“ Kann man dies gültiger ins Bild setzen? Vielleicht in Dichtung, ja. Die aber gab er früh auf. Und gibt uns auf den Weg mit, warum... Nachdichtungen noch, immerhin. Die Weitung des Bildes: Europa, das gültige andere. Und immer im Verborgenen auch Abtragung eigener Schuld, eigener kollektiver Vergangenheit entspringend, nicht delegierbar, kaum tilgbar: das Menschliche bis zum Grund. So verstand er Dialektik, Möglichkeit zur Selbsterkenntnis wie zur Erkenntnis von Literatur und Gesellschaft, dieser immer einander bedingenden Pole. „Das alte Unheimliche ist längst verschwunden, ...doch viel unheimlicher, ein anderes Unheimliches, ist die Bereitschaft der das Bürgertum ablösenden Gesellschaft, die Attrappe als das Echte zu nehmen und, weiterhin Altes beharrlich tilgend, keine Mühen für einen Schein zu scheuen, dem das Sein so demonstrativ mangelt... Diese Attrappen sind ein grauenvoller Spiegel unseres Mangels an Eigensein.- Sie sehn gut aus; wir belügen uns selbst.- Wir täuschen Tradition vor, die wir nicht haben, denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man sie sich linienweise aussuchen kann...“ Denn: „Die Linie“ als „eindimensionale Verbindung“. Sprache entlarvt ihren Nutzer. Hier beweist es sich par excellence. Wird Fühmann selbst zum Mythos?

Ich beschreibe Wirkungen auf mich. Die Werke Ernst Barlachs wurden für mich zu ganz wesentlichen Kunsterlebnissen. Fühmanns „Barlach in Güstrow“ daneben. Diese Wege ging ich, bevor ich selbst in der Gertrudenskapelle stand, die Wege ums Heidelberghaus lief, im Nebel, in Sonne. Ich las Fühmann erneut: die mögliche Gewinnspanne einer Erzählung beim zweiten, beim dritten Lesen. Aber er wußte es ja: Der Leser, „bleibt er aus, entsteht das Gedicht nicht als Dichtung“, auch die Erzählung nicht, füge ich hinzu. So wie ich mich verändere, verändert mich das Kunstwerk, und, selbst verändert, wirkt es anders auf mich. Fühmann suchte im Wissen um diese Prozesse den Kontakt zu anderen Künsten und Künstlern; das mir Gemäße im Andern entdecken, um mich zu bereichern und jenes vielleicht auch. Grundmuster, die immer wiederkehren. Wieland Förster, Christa Wolf.- Seine Neigung zur Wissenschaft, der heutzutage ja auch Göttliches anhaftet...

Fühmann, ich, dieses Land, diese Menschheit; sind Wertungen möglich, heute? Wer aber sollen die

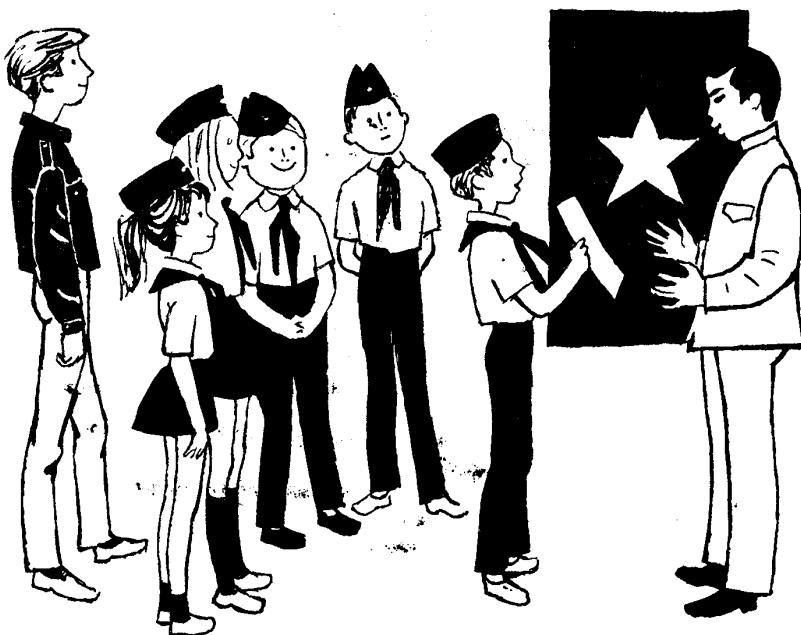
Wertenden sein? Die Zeit? Wieder die anderen, wenn ich diesen Versuch abbreche? Wieder eine Tradition, in der ich meine Erfahrungen nur partiell wiederzufinden vermag? „Der Wahrheit nachsinnen- viel Schmerz. Mehr Schmerz? Wir werden es erfahren. Aber es kann wohl nicht anders sein.“

„Der Lüge da, wo man wirkt, den Krieg anzusagen, das ist das Wesentliche, das Wenige wie das Viele, das der Schriftsteller für den Frieden tun kann.“ Dieser Satz Franz Fühmanns zur Berliner Begegnung der Schriftsteller für den Frieden 1981 sollte für mich noch ganz konkret Gestalt annehmen.

1982 hörte ich Franz Fühmann zum letzten Male. Veranstaltungsort war der Suhler Kulturbund-Klub. Einladungen waren ausgegangen, an Interessierte, meinte ich; spätestens bei Veranstaltungsbeginn aber begriff ich, daß ich einer besonderen Lesung beiwohnen sollte: kein weiterer Schreibender war anwesend. Im nachhinein begriff ich meine Naivität: es waren *nur* geladene Gäste erschienen. Unangenehm stieß mir auf, daß in dem ansonsten nur mäßig besuchten Klub aus Nachbarzimmern trunkenes Lachen erscholl, das die Türen kaum zu dämmen vermochten. Fühmann, blasser, hagerer geworden, erste Zeichen des Schattenreiches in sich, las „Pavlos Papierbuch“. Ich kannte die Erzählung wie andere des Bandes „Saiäns-fiktschen“ bereits, ich konnte mich so ganz seinem Vortrag widmen. Leiser seine Stimme, bestimmter. Spuren von Müdigkeit darin. In der Pause sprach ich ihn nach längerem Zögern an. Ich erwähnte einen Auswahlband, von dem ich gehört hatte. Er

verwies auf Konrad Wolf, mit dem er ihn gemeinsam hatte herausbringen wollen. Nun, nach dessen Tod, wisse er nicht, ob es noch gelinge. Bald wurden wir unterbrochen, die Diskussion begann. Die erste Frage nahm Bezug auf seine Atomkriegsvision. Ob er nicht wisse, daß nach solchem Krieg niemand mehr lebe. Seine ruhige Entgegnung, das Akzeptieren der Fragestellung an sich, die doch von solcher Ignoranz der Problematik Kunstwelt/Realität zeugte. Die nächste Frage die nach den Perspektiven, die doch wohl er, der Schriftsteller, zu bieten haben müsse. - „Wer in der Kunst nur seine Illusionen bestätigt finden will, der will im Grunde genommen Kunst gar nicht.“ Wollten die Geladenen es nicht? Nicht diese, weil sie unbequem war? Die Diskussion erreichte für mich ihren fragwürdigen Höhepunkt in der Prämisse, daß er, Fühmann, doch zugeben müsse, daß man eine solche Erzählung schlecht vor dem Schlafengehen lesen könne. - Mir verschlug es kurzzeitig die Sprache. Dann aber tat ich, was einzig möglich war, um den Preis künftiger Einladungen: ich bekundete, daß mich diese Erzählung ermutigt habe im Ringen gegen jegliche faschistische und faschistoide Tendenzen. Mein mögliches Nein gegen eine Erniedrigung, wie ich sie bis dahin nicht kennengelernt hatte. Denn die da vornehmlich saßen, waren Verantwortliche für Kultur, waren der herrschende Teil jenes WIR auf mir vertrauten Ebenen. War es Zufall? Ich weiß es kaum. So kam ich zum ersten Male vielleicht an die Grenze jenes WIR, das Fühmann sich bis zuletzt weigerte, preiszugeben. Ich meine, wir müssen alle Anstrengungen unternehmen, dieses WIR nicht zu verlieren, das in gegenseitiger Annäherung immer neu zu gewinnen ist, vielleicht in Fühmanns Kürzeln A gegen

B wird C, das eben nicht aus dem bloßen Übergang einer Position auf die jeweils andere - und es scheint ja so, als ob immer nur eine in Bewegung zu sein habe, während die andere „fest“ ist - resultiert. Eine Gesellschaft wie die unsere, zu deren Selbstverständnis es gehört, Überwinder jahrtausendelanger Ausbeutung zu sein, wird ohne solchen bewußten Abbau von Subalternität der Regierten, ohne ständige Selbstzweifel der Regierenden, eben ohne das Wirken einer kritischen Öffentlichkeit auf Dauer nicht auskommen können ohne Gefahr eines solchen WIR-Verlustes, der einem Verlust der Identität dieser Gesellschaft als Weiterentwicklung, als Überwinder gleichkäme. „Geschwundenes oder zersetztes



Vertrauen“, sagt Fühmann, „ist, wie abgestorbene Flüsse, nur schwer regenerierbar.“

Fühmanns Teilhabe an dieser Welt ist nun beendet. Schon stocke ich, wissend, daß dem nicht so ist, denn er ist hier, in mir, in seinem Werk, das mir immer wieder sagt: du lebe, du finde dich, wie ich es tat. Mit Schmerzen, denn: „Es kann wohl nicht anders sein.“ So fühle auch ich mich angesprochen mit seinem „Wort an künftige Kollegen“, wiewohl ich nicht weiß, ob ich dahin finde. Die Gründe liegen allenthalben bei mir. Und doch wird es schwerer ohne ihn. Der immer auf gültige Maße verwies, der mir eines wurde, fehlt. Der Förderer: Kolbe, Hilbig, zwei Namen, zwei Hiesige wesentlich durch ihn. - Es wäre noch auf so vieles Andere zu verweisen; allein, ich breche hier ab: ich habe Fühmann nichts hinzuzufügen. „Den Widerspruch meines Lebens lösen heißt das Leben meines Widerspruchs immer wieder erneuern.“ Hier liegt der Schlüssel zu meiner eigenen wie zur Veränderung der Gesellschaft. Eines wird mit dem anderen einhergehn; nur so wird ein Heute erneuerbar ins Morgen.

Franz Fühmann ist tot. Der Raum, den er aufspannte zwischen Suchen und Finden und immer neuem Aufbruch, hat seine letzte Dimension erreicht. Sein Widerspruch Leben fand seine letzte Lösung. Und wir? Unsere Bezirkspresse fand nach seinem Ableben 45 Halbzeilen Raum, ihn zu würdigen, wobei das letzte Werk, das uns dienen sollte, die Novelle „Böhmen am Meer“ von 1962 war, die „von seinem Bemühen (zeugte), künstlerisch das Bild sozialistischer Menschen zu erfassen.“ Doch danach erst machte er die wesentlichen Widersprüche unseres Lebens für sich, also für uns fruchtbar. Das diente uns nicht? Wem, frage ich rigoros, und verweigere mich diesem WIR. „Wir erleiden einen Verlust... Er wird ja nur dadurch kompensiert, daß immer neue Kräfte nachwachsen.“ Was er von anderen sagte, trifft nun für ihn zu. Wir betreten neue Räume, ungewiß, ob seine Fußstapfen noch passend sind für uns. Aber seine Spuren weisen einen Weg.

„Was tun? Vierblättrigen Klee anbauen. In diesem Land, im verlorenen Paradies, das ja nie eines war. Vierblättrigen Klee anbauen, das ist das Andere, und es ist das Einzige anstatt verzweifeln oder den eigenen Brunnen bewachen.“

HOLGER USKE:

Jg. 1955, aufgewachsen in Suhl/Thüringen; engagiert sich seit seiner Studienzeit (TH Ilmenau) für die Belange der Literatur. Zahlreiche literarisch-musikalische Programme, Auftritte in den „alten“ und „neuen“ Bundesländern und Veröffentlichungen, zuletzt der Gedichtband „*Magische Momente. Gedichte 1996-1999*“ im quartus-Verlag Bucha bei Jena (1999). Preise: Förderpreis beim Zentralen Poetenseminar der FDJ 1979, 3. Preis beim Literaturwettbewerb des FDGB 1986 und 1988, Literaturpreis der Stadt Würzburg 1991, Preis „Wort vor Ort“ Andernach 1992. (siehe auch den folgenden Nachtrag zu seinem hier abgedruckten Essay)



Verwendete Literatur:

Franz Fühmann: *Erfahrungen und Widersprüche, Versuche über Literatur*, Hinstorff Verlag Rostock 1975; Fräulein Veronika Paulmann aus der Pirnaer Vorstadt oder Etwas über das Schauerliche bei E.T.A. Hoffmann, Hinstorff 1975; *Vor Feuerschlünden. Erfahrung mit Georg Trakls Gedicht*, Hinstorff 1982; *Essays, Gespräche, Aufsätze 1964 - 1981*, Hinstorff 1983

Christa Wolf: *Worte des Gedankens*, „Sinn und Form“ 36 (1984), S. 1021

Volker Braun: *Vom Besteigen hoher Berge*, „Training des aufrechten Gangs“, Mitteldeutscher Verlag Halle 1979  
„Freies Wort“ Suhl, 10. Juli 1984, S. 7

## Nachtrag:

Der "Essay" ist aus 1984 [dem Todesjahr Fühmanns] und die Geschichten dahinter sind mindestens so interessant wie die Sache selbst. Ich deutete ja an, daß die Jungs damals schwer auf Draht waren und mich als "Feind" im Visier hatten. Hier ein Auszug aus meinen Gauck-Unterlagen, Quartalseinschätzung zum OV "Alternative", Reg.-Nr. XI 831/83 vom 3. Juli 1985, BStU 090055:

"U. versucht in seinem Manuskript "Erinnern eines Dichters" sein Verhältnis zu dem 1984 verstorbenen Schriftsteller Franz Fühmann zu reflektieren. Betont bringt U. das kritische Verhältnis Fühmanns zur sozialistischen Literaturgesellschaft zum Ausdruck. In der Form des Ich-Erzählers stellt sich U. auf die bekannten antiozialistischen Positionen des F. Fühmann. So u.a.

- Schriftsteller als öffentliches Bewußtsein, Dichter als Wahrheitszeuge
- Literatur als die wahre und die eigentliche
- Literatur geht nicht in Ideologie auf, weil der Mensch nicht in Ideologie aufgeht

Am Schluß seines Pamphlets bezeichnet er die Lesung F. Fühmanns im "Klub J.R. Becher" in Suhl im Jahre 1982, bei der nur Kulturfunktionäre anwesend waren, als eine Demütigung des Dichters."

Soviel aus dem Bereich Sprache des vierten Reiches. Interessant ist sicher, daß ich den Ort der Lesung in meinem Text nicht erwähne. Die Jungs wußten also schon, worum es ging und daß ich nun zum Zeugen ihres Tuns geworden war (in dem Essay nachzulesen).

Am 26. Mai 1986 wurde dann detailliert die "Operative Kombination zum OV ,Alternative'" niedergelegt. Sie diente einzig dazu, mich diesen Essay lesen zu lassen, meine und die Reaktionen des Publikums zu protokollieren und meine Feindschaft damit nachzuweisen. Hier ein Schnäppchen daraus: "Zum Einsatz kommende operative Kräfte: IMK/KO ,Ilm', IMB ,Klaus', IMS ,Otto Golder', IMS ,Dieter', IMB ,Heinz Falk". Interessant ist dabei, wie sich die o.g. Positionen dank der langen Bearbeitung durch die Stasi verschoben haben:

- der Schriftsteller ist das öffentliche Bewußtsein
- der Dichter ist der Wahrheitszeuge
- Literatur steht über der Ideologie, weil auch der Mensch über der Ideologie steht
- die Literatur ist das wahre und eigentliche Leben "

(Recht hatten sie ja eigentlich, oder?)

Sollte ich nicht "provokative und gesellschaftswidrige Äußerungen unterlassen" (merke: sie wußten, was das ist), müsse ich "mit staatlichen Reaktionen, wie Rücknahme der Auftrittsgenehmigung usw. rechnen".

Die "operative Kombination" fand statt. Ich las den Text am 26.6.1986 vor Mitarbeitern unserer Bibliothek. Es war verschärft. Offensichtlich wußten alle, was gespielt wird, nur ich nicht. Naja. Ich wurde dann wirklich vorgeladen und verwahrt. Anschließend war man der Meinung, man könne ja mit mir reden, und stellte den operativen Vorgang (OV) ein - natürlich blieb die vorsorgliche Kontrolle incl. Briefüberwachung erhalten. Denn Feind bleibt Feind, auch wenn er keine Banden bildet, er könnte das ja irgendwann noch tun...

Nehmen wir einfach mal an, auch unser Literaturverein<sup>1</sup> ist eine solche Bande. Das Ganze ist vielleicht ein geeignetes Beispiel für die Wirkung von Literatur in der DDR. Ich hatte den Text übrigens an Christa Wolf geschickt, die sich auch redlich bemühte, ihn irgendwo unterzubringen, z.B. bei *ndf*, einer durchaus respektablen Literaturzeitschrift. Vergeblich. Die Wirkung war die obige. Das alles ist in der Wissenschaft kaum erforscht und in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Alles konzentriert sich auf die Zentren wie Berlin und vielleicht gerade noch Leipzig und Jena. Ich weiß auch nicht, welchen Sinn die Erforschung heute noch macht. Aber die Wirkungsmechanismen des Totalitarismus sind in der Provinz vielleicht viel besser nachzuvollziehen als in Großstädten, wo ja immer auch der Westen ein Auge drauf hatte. Das war hier nicht so, und so konnten sie hier schalten und walten, wie sie es überall getan hätten - wenn sie gekonnt hätten.

Das also als mein bescheidener Beitrag zum 10. Jahrestag der deutschen Einheit.

[Aus einer Mail von Holger Uske an Marcel Diel vom 03. Oktober 2000]

<sup>1</sup> Holger Uske ist Vorsitzender des seit 1990 bestehenden *Literaturvereins Südthüringen e.V.*, der, wie viele Autorengruppen in den "neuen" Bundesländern, aus den in der DDR "üblichen" "Zirkeln schreibender Werktätiger" bzw. "schreibender Arbeiter" hervorgegangen ist. Solche "Zirkel" existierten, quasi als Arbeitsgemeinschaften, in vielen Großbetrieben und standen meist unter der Leitung eines etablierten Schriftstellers. Uske dazu: "War der Schriftsteller o.k., konnten Schreibende wirklich was lernen. Ich war in einem solchen unter der Leitung von Walter Werner im Kulturhaus Meiningen. 1990 sahen wir, dass in der Marktwirtschaft ein Großteil davon den Bach runtergehen würde: Kein Unternehmen würde sich mehr einen 'Zirkel schreibender Arbeiter' leisten, denn die Schriftsteller erhielten ja Geld für ihre Anleitung und manchmal wurde auch eine aufwändige Broschüre gedruckt. Also sagten wir: Wir versammeln die existierenden Zirkel und schlagen eine Vereinsgründung vor." – Nähere Infos zum Literaturverein, seiner Geschichte und seinen Aktivitäten bietet die Homepage von Holger Uske unter <http://www.holgeruske.de>.